



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nordische Novellen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wurden in Ostpreußen in der Zeit von 1823 bis 1828 nicht weniger als 28 Rittergüter subhastirt, 98 Güter wurden in den Jahren 1826 bis 1829 mit einem durch die Staatskasse gedeckten Ausfall der Landschaft von 698000 Thalern verkauft; in Pommern waren 1825 112 Güter unter Sequestration. Ude bemerkt noch, daß der unmäßig hinaufgeschraubte Preis der Landgüter bei ungünstiger Konjunktur habe fallen müssen, sei ja selbstverständlich gewesen; auch im Königreich Sachsen sei an die Regierung wiederholt über das Fallen der Güterpreise berichtet, jedoch hinzugefügt worden, daß das nur die großen Güter treffe, die kleinen behielten ihren Wert; denn weil ihre Besitzer meistens nicht mehr Getreide bauten, als sie für ihren Haushalt brauchten, so hänge ihr Wert nicht vom Getreidepreise ab. Schlimmer dagegen stand es um die Bauern in Litauen; dort sollen nach Ude — die Angabe klingt kaum glaublich — von den 1500 bis 1600 Bauerngütern bis zum Jahre 1822 1000 wegen Steuer-rückständen subhastirt, um ein Lumpengeld losgeschlagen und die alten Besitzer als Bettler ins Elend gestoßen worden sein; dann erst habe die Regierung Steuernachlässe bewilligt.

(Schluß folgt)



Nordische Novellen



Die heutigen Norweger sehen auf die Schweden, mit denen sie erst seit 1814 staatlich verbunden sind, herab; sie fühlen sich den Dänen, mit denen sie dieselbe Sprache reden, politisch und in ihrer ganzen geistigen Kultur näher, ihre Litteraturen haben viel verwandtes. Auf dem Gebiete, das außer Ibsens und Björnsons Dramen für den Weltmarkt allein in Betracht kommt, in der Erzählung oder in der Novelle gehen bei beiden Völkern zwei Richtungen neben einander her, eine einheimische, die an das heimatliche Volkstum anknüpft, und eine moderne, aus Frankreich hereingebrachte. In Kopenhagen sowohl wie in Christiania liebt man Paris, und beiderwärts giebt es eine bis auf die Sprache ganz französirte Journalistik. In Norwegen gewinnt diese Richtung immer mehr die Oberhand; Ibsen und der jetzige, alte Björnson wären ohne die moderne französische Litteratur nicht denkbar, wenn auch die Personen ihrer Stücke noch norwegische Namen tragen. Unter den Dänen finden sich noch ausgezeichnete Schriftsteller, namentlich ältere, die die gesunden Grundlagen ihres einheimischen, nationalen Lebens auch in der Dichtung am Leben zu erhalten suchen und daneben die Eindringlinge der französischen Kultur nur als das, was sie in Wirklichkeit sind, als

Fremdlinge zur Geltung kommen lassen. Die Grenzboten haben es immer als eine ihrer Aufgaben angesehen, die Kenntnis dieser guten dänischen Novelle, die unserm deutschen Sinne so sehr zusagt, mit verbreiten zu helfen. Sie haben eben die Empfindung, daß das ein Stück Leben ist von unserm Leben, etwas, was uns mit unsern nordischen Stammesvettern verbinden und vereinigen kann bis dahin, wo wir hoffentlich auch einmal politisch werden zusammen gehen können.

Zu diesen guten dänischen Büchern gehört eine Erzählung von Zacharias Nielsen, Die Kohlenbrenner, übersetzt von Pauline Kläber (Leipzig, Grunow), sie spannt nicht, wie ein überhitzter moderner Roman, sondern sie führt uns ruhig und allmählich ein in den Kreis ihrer Gestalten, die wir dann am Schluß recht lieb gewonnen haben, sodaß wir gern vernehmen, wieviel von dem Leben der hier geschilderten Familien auf wirklicher Geschichte beruht. „Im Jahre 1883 noch konnte man zuweilen draußen auf der Heide eine große, ernste alte Frau mit schwarzen Augen und ganz weißen Haaren herumgehen sehen.“ Ihr Mann, ihre Kinder und viele ihrer Vorfahren ruhten damals schon auf dem Kirchhof eines Dorfes des nordöstlichen Seelands nicht weit von Kopenhagen, von wo ein alter freundlicher Herr alle Sommer die Greisin zu besuchen pflegte, um mit ihr von alten Zeiten zu plaudern. Sie waren allein übrig geblieben, und in ihren Herzen lebten die Erinnerungen weiter, leuchtend und sich verklärend, je höher das Alter stieg. Der alte Herr war unvermählt geblieben, denn die, mit der er jetzt sprach, Anine, hatte ja den ihr vom Schicksal aufgehobnen Mann bekommen, den Gespielen ihrer Kindheit, den Nachbarssohn Svend, aber erst nach vielen Hindernissen und Irrungen für beide. Diese sind der eigentliche Gegenstand der Erzählung. Prächtig wird dabei das äußere Leben der kohlenbrennenden Bauern in den Walddörfern geschildert; der Beruf hat längst aufgehört, und mit seinen Nöten kämpft schon dieses Geschlecht, das um 1830 jung war. Wohl sind es kräftige, rauhe, derbe Menschen, äußerlich möchten wir nicht leben wie sie; aber wenn das Schicksal sie angreift und sie bis in ihre Tiefen rüttelt, dann werden sie uns in den Äußerungen ihres Gemüts zum Verwecheln ähnlich, wir verstehen sie und denken uns ganz in sie hinein. Psychologisch ist die Erzählung noch viel schöner als in der äußern Schilderung. Anine war arm und stolz zugleich, das trieb die schon Versprochenen auseinander. Wer war schuld an der Trennung? Nach der Strafpredigt, die dem jungen Manne gehalten wird, dieser allein (S. 144), was sich der Leser vielleicht noch etwas näher überlegen wird. Jedenfalls büßt nun Svend lange und schwer durch eine unglückliche und dann wieder gelöste Ehe, und als er sich endlich zu seiner ersten Liebe zurückwenden kann, hat auch Anine innere Erlebnisse zu überstehen gehabt; wir haben ja den alten Herrn aus Kopenhagen schon kennen gelernt. Und nun kommt, ihr feinen Stadtleser, die ihr in euern Romanen der nie ermüdenden Sagd nach

dem Elle et Lui obzuliegen pflegt, ihr könnt das hier draußen ebenso haben, das Problem bleibt dasselbe, es verliert nicht an Reiz durch die gesündere Behandlung, und in dieser klaren Luft werden manche vielleicht über ihre bisherigen Vergnügungen etwas anders denken lernen.

Eine ganze Anzahl Dänischer Novellen verschiedner Verfasser, übersetzt von Marie Kurella, enthält ein Band der „Kollektion Wigand“ (Leipzig). Sie sind anderer Art, zunächst nicht so gemütvoll. Wer über die Verlegenheit einer Lehrersfrau mit neun Kindern, der durch ein Mißverständnis ihres tölpelhaften musikalischen Mannes ein Souper mit einer prozigen fremden Primadonna als Hauptgast aufgeladen wird, noch lachen kann und nur lacht, der hat eigentlich schon gar kein Gemüt mehr, wenn er auch noch so hübsch und lebhaft erzählt („Ein schöner Tag“). Tiefere Empfindung hat nur die letzte Geschichte: ein Rekrut bringt vom Urlaub in die Garnison ein neugebornes Kind mit zurück, läßt es bei seiner Waschfrau verpflegen und freut sich, wenn er dienstfrei ist und bei ihm sein kann, bis es gar bald stirbt. Natürlich, eine andre Lösung gab es nicht. Daß nun nebenher eifrig erörtert wird, wem das Kind gehört, denn seines ist es wahrscheinlich(!) nicht, macht etwas Gegenwirkung, und gespendet bekommen wir diesen Hautgout, wie oft in den nordischen Novellen, von einer Verfasserin. Die andern Stücke der Sammlung sind meistens noch pikanter, man atmet Überkultur und eingeschlossene Stadtluft, manche sind außerdem noch recht derb („Madame Larsen und ihr Mittelkind“), eine („Sohnannisnacht“) ist geradezu gefährlich raffiniert. Eine entbehrt dieses Reizmittels, ist aber auch dafür an sich ziemlich langweilig („Metje Kajsa“), sonst sind alle in ihrer Art unterhaltend, es gehört nur der entsprechende Geschmack des Lesers dazu.

Der Wigandsche Verlag in Leipzig pflegt diese Gattung. Verlockend aussehende kleine Bände mit grüner Epheuguirlande auf dem silbergrauen Umschlag. Latet anguis in herba, aber es giebt ja Schlangenliebhaber genug heute. Nehmen wir zwei längere norwegische Erzählungen von Amalie Skram in die Hand. Die Verfasserin hat ohne alle Frage viel Talent, sie versteht zu schildern. Lucie ist die Geliebte eines Rechtsanwalts in Christiania. Solange sie „eine solche“ war, ging die Sache gut, wenn es auch nicht fein war. Als er aber den Vorurteilen zum Troß Lucie heiratet, und sie von seinen Verwandten ohne Bedenken wohl aufgenommen wird, paßt sie doch nicht in den neuen Kreis, sie genügt ihm in ihrer neuen Stellung nicht, er behandelt sie schlecht, sie wird ungezogen und trotzig, endlich stirbt sie im Wochenbett. Wie grausig sich das aber zugetragen hat, läßt sich nicht wiedergeben, wenn man nicht über Amalie Skrams unverfrorne Offenherzigkeit verfügt. Der Kritiker könnte nur gegen die Wahrheit der Erzählung geltend machen, daß ein so in allen Wassern gebadetes Frauenzimmer — wir meinen die Lucie — unmöglich in verschiedenen Punkten so naiv sein kann, wie sie Amalie Skram zum Zweck ihrer Entwick-

lung bei etlichen Anlässen darzustellen für gut gefunden hat. — In eine andre Umgebung führen uns Die Leute vom Felsenmoor. Arme Fischerleute in der Nähe der Stadt Bergen kämpfen vergeblich gegen die Not eines kümmerlichen, halbtierischen Lebens, kosten alles Elend ihres jammervollen Daseins aus, bis Mann und Frau im Alter als Trunkenbolde in die Stadt übersiedeln, sich dem Gassenpöbel zum Gespött und ihren eignen, inzwischen herangewachsenen Kindern zur Schande herumtreiben, während sich diese nunmehr verheirateten Kinder unter einander zanken und ärgern. Wenn so etwas vorkommen kann, hat jemand Freude daran, das als Dichtung vorgeführt zu bekommen? Ein gesunder, recht sympathischer Enkel rettet die Ehre der Familie, er geht zu Schiff, verrichtet Wunder der Entschlossenheit, bewährt sich auf einer Reise in die Tropen in Sturm und Schiffbruch und giebt der Verfasserin Gelegenheit zu geradezu brillanten Schilderungen des Seelebens. Aber als sich das Schiff, auf der Heimreise begriffen, gerade der Heimat nähert, und man begierig ist zu erfahren, wie nun dieses kräftige junge Leben eingreifen wird in das Schicksal der zu Hause gebliebenen Familie, wie es vielleicht die versumpfte Gesellschaft vom Felsenmoor verjüngen und läutern mag (was für ein glückliches Motiv wäre das gewesen!), gerade da bricht die Geschichte ab, unbefriedigend und ergebnislos. Zu einer wirklichen Komposition fehlte der Erzählerin aller dieser einzelnen Szenen also doch die Kraft! Dafür unterhält sie uns in diesem ganzen zweiten Teil, den Erlebnissen des Schiffszungen, mit den allerbedenklichsten Dingen in einer so cynischen Ausführlichkeit, wie ich kaum je ähnliches gelesen habe; Zola ist dagegen ein Waisenknaube.

In demselben Verlage ist erschienen Gunvor auf Harrö von Alvide Prydz, übersetzt von E. Brausewetter. Die Verfasserin hat schon viel veröffentlicht, diese Erzählung bedeutet, wie eine beigegebene Mitteilung sagt, „den größten äußern wie litterarischen Erfolg des letzten Jahres in Norwegen.“ Die Titelheldin ist die Erbin eines halbbäuerlichen Schloßgutes, ihr Liebesleben und ihre Verheiratung bilden den Grundstock der Geschichte, die sich von den sonst bei den Norwegern üblichen Anzüglichkeiten freigehalten hat. Ein halbromantisches, nicht sehr konkret geschildertes Seelenleben, alltägliche Vorgänge einer kleinstädtischen Gesellschaft und allerlei Eindrücke von Litteratur und Kunst, auch italienischer (die Norweger reisen ja viel nach Italien), sind durch einander gewoben, die Erzählung ist gedehnt, ohne Spannung, ohne den Kern eines treibenden Interesses. Es läßt sich denken, daß mancher das Buch nicht zu Ende lesen wird, etwas irgendwie bedeutendes habe ich nicht darin zu entdecken vermocht. Vor allem ist die Heldin selbst zu schatten- und schemenhaft. Man will mehr festen Boden unter sich fühlen, wenn man an die Wirklichkeit des Erzählten glauben soll.

Dieses Gefühl der Sicherheit geben ohne Frage die Ehestandsgeschichten von August Strindberg. Die Realistik seiner Schilderungen ist sogar so groß,

daß sie manchmal wieder ihren besondern Glauben zu fordern scheint. Aber Damen besserer Stände, die nach Kognak riechen, die in Gegenwart von Herren gern über die Zustände der Halbwelt sprechen, die sich eine „Vergangenheit“ wünschen, weil sie erfahren, daß ihre Männer auch eine haben, das alles muß es doch wohl dort, wo der Schriftsteller seine Eindrücke gesammelt hat, geben. Er ist ein Schwede, hält sich aber im Auslande auf und arbeitet mit solchen früher gewonnenen Eindrücken draußen weiter. Daheim aber mag man ihn nicht, denn wer hätte es gern, daß so etwas ausgeplaudert wird, übertrieben wird, sagt man auch, erlogen zum Teil — ja, wer kanns wissen! Man nennt ihn auch einen Weiberfeind, weil er zu den Emanzipationsbestrebungen der Frauen kein Zutrauen hat, und weil diese in der Maschinerie seiner Darstellung nicht soviel zu bedeuten haben wie bei Ibsen oder Björnson. Nun also, dieses neue Buch enthält lauter kleine Erzählungen von ungesunden, gestörten, verunglückten oder auch wieder zurechtgebrachten Ehen. Die Frau ist mit dem, was ihr Geschlecht ihr als Aufgabe zugewiesen hat, nicht zufrieden. Sie hat entweder schon vor der Heirat ein Ideal gefunden, wie die Generalstochter als Volksbildnerin, das Bürgermädchen als Güterexpedientin, und dann geht es nachher in der Ehe schlecht, weil bloß geistige Ehen unmöglich sind, oder sie findet erst hinterher, daß ihr etwas fehle, weil ihre Ehe ein Puppenheim sei; sie sucht sich „höhere“ Beschäftigungen, während der Mann bei den vermeintlich niedern sich besser gestanden hätte. Es kommt zu Abrechnungen über die beiderseitigen Vorteile: die Frau hat geheiratet, um aus dem Elternhause zu kommen und stimmfähig zu werden, der Mann, um ein Heim zu bekommen — oder über die Höhe des Verlustes auf beiden Seiten, wenn die Trennung erleichtert würde. Die Frau fordert Gleichstellung mit ihrem Manne, sieht aber ein, daß ihre Erfolge auf seine Einbußen gebaut werden. Wie kann sie seinen Beruf ausfüllen, und was liegt ihm an dem ihrigen, wenn er seine Familie ernähren kann? Ist sie reich, kann er seine Praxis ganz niederlegen, dann herrscht sie, und er spielt Hausknecht oder Kindermädchen. So bleibt es denn besser beim alten, er verwaltet das Geld und erfüllt seinen Beruf, sie führt das Haus. Und was die Rechtsfrage betrifft, so sagt der alte Marineoffizier zu seiner Frau, der eine allseitig gebildete Pensionsfreundin während seiner Abwesenheit den Kopf verdreht hat — herrschen wir nicht beide? Das Geschlecht kann man nicht ändern, warum wollen aber die Frauen Latein lernen, da es den meisten Männern leid thut, damit ihre Zeit verthan zu haben? Der Teufel aber soll den holen, der die beiden Hälften der Menschheit gegen einander aufgehetzt hat! — das ist doch so verständig geredet wie nur möglich. Mit der Tendenz des Strindbergschen Buchs nach dieser Seite hin wird jeder vernünftige Mann einverstanden sein. Lese er das als Abhandlung, würde er gar nicht an der Richtigkeit der vorgetragenen Meinungen zweifeln. Aber nun, als Novelle, wirkt das so seltsam, die Szenen wechseln schnell, scheinen oft

kaum möglich, und dann wieder der Schluß, wie richtig! Das betreffende Ehepaar kommt z. B. aus dem Theater nach Hause, das Stück der Frau ist gegeben worden, Adele strahlt in Glück, schwärmt von der Zukunft und neuen Plänen. Der Mann sitzt schweigend da und bemerkt dann auf ihre Frage, ob er etwa neidisch sei: Ich freue mich über deine Erfolge, aber mich vernichten sie. Du hast Rechte, aber ich habe auch Rechte. Die Ehe ist nun einmal Menschenfresserei: esse ich dich nicht auf, dann issest du mich. Du hast mich aufgeessen, ich kann dich nicht mehr lieben. Und dann fügt er hinzu: Es geht in der Ehe wie in der Monarchie, beide müssen sterben, wenn das Prinzip der Alleinherrschaft aufhört. Dann kommt nur noch die Republik. — Soviel vom Inhalt dieser Novellen. Zu ihrem Charakter gehört aber noch in Bezug auf alle Dinge, die man sonst verschweigt oder zu umschreiben pflegt, eine geradezu unverschämte Offenheit. Das geht weit über Zola und über die frühern eignen Leistungen des Verfassers, soweit sie mir bekannt sind, hinaus. Anstand, Geschmack, Kunst des Ausdrucks sind hier längst überwundene Stufen.

An diesem Äußerlichen sieht man, zu welcher Blüte es die fremde, verpflanzte Kultur in der nordischen Novellistik gebracht hat. Wenn das Unanständige mit Bedacht nachgeahmt wird, wird es schamlos. Welch langer Weg führt von hier zurück zu der Zeit, wo Björnstjerne Björnson einst seine echten alten norwegischen Bauerngeschichten schrieb! An ihnen haben wir uns erfreut, als wir jung waren, das war goldne Poesie und warmer, belebender Sonnenschein, klare, reine Luft und gesunder Boden! Es war ein glücklicher Gedanke, diese schönen alten Bauerngeschichten der fünfziger und sechziger Jahre neu übersezt in einer allerliebsten zweibändigen Ausgabe dem Geschlecht von heute wieder darzubieten.

Über den hohen Bergen, Bauerngeschichten von Björnstjerne Björnson (Leipzig, Grunow) lautet der Titel. Der Inhaber des Verlags hat vereint mit Mathilde Mann und dem jüngern Wustmann ein deutsches Hausbuch geschaffen, das namentlich auch in der Nachdichtung der vielen eingelegten Verse ganz den Eindruck eines deutschen Originals macht. Glücklicher konnte der einstige Björnson uns nicht zurückgegeben werden!

Was war es denn, das uns einst diese Geschichten so wert machte? Der Bauer ist kein Spielzeug, wie man wohl von einem großen Teil der zu ihrer Zeit so beliebten Dorfgeschichten Berthold Auerbachs sagen könnte, aber auch kein ungeschlachtetes Naturprodukt, als welches ihn uns manche an sich wohlgelungne und ergözzliche bayrische Dialekterzählung vorführt, sondern ein Wesen, das bei aller Einfachheit seines äußern Lebens doch von denselben Sorgen und Hoffnungen bewegt wird, wie wir seiner gewöhnten Menschen. Das Leben des Bauern hat seine Konvenienzen, er ist Diplomat, wenn es sein muß, und um eine solche im Stil echte Geschichte zu verfassen, genügt nicht die Kenntnis

des Touristen; man muß unter den Leuten gelebt haben. Björnsons Erzählungen haben alle gar nicht übermäßig viel äußere Schilderung, der Schauplatz fügt sich aus kleinen Zügen allmählich zum Naturbilde zusammen, wir werden immer sofort in die menschlichen Interessen hineingeführt, die den Gegenstand einer solchen Geschichte ausmachen. Im ganzen sind es sieben kleinere und sechs große, vollständig ausgeführte. Welche sind wohl die schönsten? Ich denke, zuerst „Arne,“ der Sohn seiner Mutter, der stille, grübelnde, geheimnisvolle, der ganz zuletzt erst Bräutigam wird. Dann „Synnöve Solbakken,“ die Erbtöchter vom Sonnenhof, wo alle Frucht eher reift und besser wird, als bei andern Leuten. Bis sie ihres Jugendgespielen Frau wird, dauert es lange, und wie es dazu kommen muß, ist recht eigentlich das Thema dieser Erzählung, es hat aber seine Schwierigkeiten, denn die gesellschaftlichen Verhältnisse stehen nicht ganz gleich. Außerdem regiert auf dem Sonnenhof die Mutter, im Hause des jungen Mannes hat der Vater das Heft in der Hand, und dieser Gegensatz giebt dem Spiele Reiz. Endlich „Ein fröhlicher Bursch,“ der ebenfalls zu einer höher gestellten Kammeradin seiner Kinderzeit hinauffieht und in seinem Ringen um den Preis von dem alten Schulmeister unterstützt wird. Hier ist die Charakterbildung des jungen Mannes einzig schön geschildert; er sollte lernen, „den Maßstab für seine Zukunft von bessern Dingen als von Ehre und Troß abzuleiten.“ Sie und da künden sich schon die sozialen Veränderungen der neuen Zeit an, eine Erzählung: „Die Eisenbahn und der Kirchhof“ handelt ganz davon. Einmal — „Das Fischermädchen“ — spielt auch etwas Frauenfrage mit herein. Aber im ganzen ist die Welt noch friedlich, und wer seine Last empfindet, weiß eben, daß er sie zu tragen hat. Mit welchen Empfindungen mag Björnson an diese schönen Unterhaltungen zurückdenken, die die Leute hier mit ihren Pfarrern führen, z. B. Arnes Mutter, die, weil sie ihren Sohn in der Heimat zurückhalten möchte, einige Täuschungen begangen hat und nun den Fall mit ihrem Seelsorger bespricht, der sie zum Geständnis der Wahrheit bewegen möchte, während es ihr immer noch mehr um den Erfolg ihrer Unwahrheit zu thun ist. Beim Propst im „Fischermädchen“ tritt nach der Sonntagspredigt eine ganze Familiengenossenschaft an; ihr ist der alte Herr nicht strenggläubig genug, er soll versprechen, sein Klavier abschaffen zu wollen; nun spricht er mit ihnen über den Nutzen weltlicher Litteratur und den Wert „erdichteter“ Geschichten für das menschliche Gemüt. Das macht dann Eindruck. Eine Frau sagt: „Ich habe einmal eine Geschichte gelesen, die mir über einen schweren Kummer soweit hinweg half, daß das, was mir lange so schwer gewesen war, mir fortan zur Freude gereichte.“ Ein Mann entgegnet, daß aber doch das Märchen vom Aschenbrödel keinem zu Troste reichen könne, und der Propst muß nun von der „Macht des Ergößlichen“ sprechen. Es dauert noch lange, bis er alle ihre Bedenken beschwichtigt hat und sie entlassen kann. — Anders spricht

der „fröhliche Bursch“ zu seinem Mädchen von der Liebe „zweier Verlobten, die ausharren, denn sie erweisen den Leuten eine Wohlthat, sie schenken ihnen ein Gedicht, das die Kinder zur Beschämung der ungläubigen Eltern auswendig lernen“; anders der Großvater, der die Erfahrungen des Bauernlebens hinter sich hat: „Die Liebe, siehst du, die mag ganz gut sein, dazu, daß man davon redet, ja; aber das taugt nichts; das ist ganz gut für Pfarrersleute und solche Art, die Bauern müssen die Sache anders anfassen. Erst das tägliche Brot, siehst du, dann Gottes Wort, und dann ein wenig Schreiben und Rechnen, und dann ein wenig Liebe, wenn sich das gerade so macht, aber es nützt den Teufel was, mit der Liebe anzufangen und mit dem täglichen Broten zu wollen.“ Das wäre etwa die Dogmatik der Bauernliebe, und der Stil für die Werbung kommt gleich darauf zum Ausdruck in einer köstlichen Szene, nicht etwa unter vier Augen, sondern im Beisein der ganzen beiderseitigen Sippe; man beginnt mit dem schönen Wetter und dem Stand der Früchte, kein Teil will vor dem andern als der begehrende erscheinen, allmählich nur bricht die Natur durch die Etikette, und im Nu ist dann das Geschäft abgeschlossen. Diese „Stilifirung“ des Bauernlebens kann etwas ungemein großartiges haben, man wird an homerische Helden und Nibelungen erinnert. So wenn sich die Sippchaften Sonntags vor der Kirchthür treffen, ehe der Gottesdienst begonnen hat. Es liegt allerlei zwischen ihnen, woran man doch nicht zu denken scheinen will: ein alter Zwist oder ein noch nicht geklärtes Liebesverhältnis oder eine auf die nächste passende Gelegenheit verschobne Kauferei. Mit welcher Überlegung werden jetzt die Schritte abgemessen, welche Wichtigkeit liegt in jeder Bewegung, in jedem Blick! Bei solchem Anlaß strecken sich auch in „Synnöve Solbakkens“ zwei Todfeinde die Hände entgegen, weil die ganze Situation ihre Versöhnung nötig macht. Und nach einigem Zögern und vergeblichen Versuchen tritt der, der sich selbst überwinden kann (er ist es, der dann später die Braut vom Sonnenhose bekommt), „einen langen Schritt vorwärts, faßte Knuds Hand mit einem kräftigen Griff und sagte so laut, daß die Zunächststehenden es hören konnten: Hab Dank für das letztemal, Knud! Vielleicht ist es für uns beide — gut gewesen.“ Das ist bekanntlich im Norden die Formel des Danks für eine Einladung, sobald man dem Gastgeber wieder begegnet. Keiner sagt weiter ein Wort, sie gehen beide in die Kirche, und Knud hebt dem bisherigen Feinde das Gesangbuch, das dieser hat fallen lassen, zum Danke und zur Besieglung der Versöhnung vom Boden auf. Dieses Heldenhafte oder Pompöse kann man bei dem spätern Björnson noch eher wiederfinden als das Zarte und Weiche, das uns in diesen alten Geschichten so vielfach umfängt, und das scheint vollends den andern modernen Norwegern abhanden gekommen zu sein. Davon ließen sich reizende Sachen zusammenstellen! Ich ziehe eine Stelle über das „stille Städtchen“ aus, traulich und voller Stimmung. Man ist still hier, nicht aus Furcht vor der

Polizei, denn eine solche giebt es in der Regel nicht, sondern aus Angst vor übler Nachrede, da hier alle Menschen bekannt sind. Geht man auf der Straße, so muß man in jedes Fenster hineingrüßen, wo gewöhnlich eine alte Dame sitzt und wiedergrüßt. Man muß auch jeden grüßen, dem man begegnet, denn alle diese stillen Menschen denken darüber nach, was sich im allgemeinen und im besondern schickt. Wer das Maß überschreitet, das seinem Stand oder seiner Stellung gesetzt ist, verliert seinen guten Ruf, denn man kennt ihn und seine Voreltern und forscht dann, ob sich in der Familie schon früher etwas unschickliches gezeigt habe. — Das ist aus dem Eingang zum „Fischermädchen.“ Einladend, nicht wahr? Und noch eins zum Schluß! In diesen Geschichten finden sich keine Schlüpfrigkeiten, in denen die neuesten norwegischen Erzähler ihre Erfindungskraft erschöpfen. Wir sehen also aus dem Jugendwerk des Meisters, es geht auch ohne das, und so zeigt sich auch hier wieder, wie so oft, dem Neuen das Alte überlegen.



Praxiteles



chon lange vor der Auffindung des Hermes in Olympia war der Name Praxiteles im großen Publikum oder doch bei den Menschen, die für Werke der bildenden Kunst Verständnis haben oder dafür wenigstens äußeres Interesse zeigen, der geläufigste unter allen Künstlernamen des klassischen Altertums. Man machte sich wohl eine dunkle Vorstellung von dem erhabnen Phidias, dem strengen Polyklet und dem realistischen Erzbildner Lysippos, man kannte auch die Aeliodoten, die die antiken Schriftsteller von Zeuxis, Parrhasios und Apelles überliefert haben, aber populär, d. h. im Munde der Leute, die über Kunst nachdachten und darüber sprachen, war eigentlich nur Praxiteles. Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß besonders in unsrer Zeit das Verhältnis des griechischen Bildhauers zu jener Frauengestalt, deren Name im Laufe der Jahrhunderte bei allen Kulturvölkern ein Gattungsbegriff geworden ist, wesentlich zu seiner Popularität beigetragen hat, und wohl alle berühmten Venusstatuen, die aus altem Besitz und aus neuen Ausgrabungen öffentlichen Museen und Privatsammlungen zugewachsen sind, hat man daraufhin gemustert, ob doch nicht die eine oder die andre die Gestalt der Phryne enthalte, die Praxiteles als Modell gedient hat. Man hat sich dabei in dem weiten Kreise bewegt, der durch die kapitolinische Venus, die Venus von Milo und die Mediceerin umschrieben wird, und wenn auch von der letzten allmählich der Nimbus gefallen ist, mit dem sie Enthusiasten aus allen Ländern seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts umgeben haben, so ist doch die melische Venus bis vor kurzer Zeit noch eine ernsthafte Bewerberin um den Ruhm geblieben, einem Urbilde des Praxiteles nahe zu stehen. Vor der Forschung unsrer Tage hat von diesen

Grenzboden IV 1898

61